Der Sonntagsgast.

Jahrgang 14. **Beilage zum Nebraska Staats-Anzeiger.** **No. 45.**

Der Untersuchungsrichter.

Novelette von Hugo Klein.

Der Untersuchungsrichter Dr. Friedrich Steinecker hatte besonders lange in seinem Bureau gearbeitet. Er hatte Verhöre angestellt, Zeugen vernommen, Akten studirt. Es dämmerte schon, als er mit seiner Arbeit fertig wurde. Frau Käthe, seine getreue Gattin, und Mina, sein Töchterchen, warteten sicher schon eine halbe Stunde mit dem Kaffee auf ihn. Er erhob sich schwerfällig, säuberte sich und seine Kleider vom Aktenstaub und machte sich auf den Heimweg. Er war etwas abgespannt und die frische Abendluft, die ihm entgegenschlug, that ihm wohl. Ein echtes November-Wetter. Leiser Regen rieselte herab und tauchte Alles in Nässe und Schlüpfrigkeit. Das Pflaster der kleinen Provinzstadt, in der Dr. Steinecker seines Amtes waltete, war nicht das beste, und der Heimweg des Richters gestaltete sich nicht angenehm, um so weniger, als in den wenigen Laternen des Städtchens die Lichter nicht überall aufflammten. Nun war er schon bei seinem Hause, er freute sich, in wenigen Minuten in der traulichen Stube zu sitzen und im heiteren Gespräch mit seinen Angehörigen alle Amtsverdrießlichkeiten zu vergessen — aber was erblickte er da? Im Scheine der Gasflamme einer vereinzelten Laterne sah er deutlich, daß Trine, die junge Köchin des Hauses, an der Gartenhecke mit einem Manne stand. Als des Richters hohe Gestalt an der Ecke der Straße erschien, stob das Paar rasch auseinander — Trine huschte in den Garten, das Thürchen fiel deutlich hörbar in's Schloß — der Galan verschwand im Dunkel. Wer es war, hatte der Richter nicht wahrnehmen können — aber Trine hatte er zweifellos erkannt — genau hatte er ihr blau und weiß gestreiftes Tuch gesehen, sowie einen Schimmer von Blondhaar — und gerechter Zorn erfaßte den gestrengen Mann des Gesetzes. Er hatte unerschütterliche sittliche Grundsätze und duldete in seinem Hause keine Personen, die zu einem leichtfertigen Lebenswandel neigten. Zweimal hatte die junge Köchin bereits Verwarnungen bekommen — das erste Mal wegen ihres unaufhörlichen Schwatzens mit dem hübschen Bäckerjungen, das zweite Mal wegen eines allem Anscheine nach noch bedenklicheren Einverständnisses mit dem Fleischergesellen Ruprecht, welcher den zärtlichen Traum aller Köchinnen des Städtchens bildete. Für einen weiteren Rückfall in unerlaubte, sträfliche Anwandlungen war Trine die Entlassung im Aussicht gestellt worden — und der Herr Strafrichter wollte unerbittlich vorgehen.

Dr. Steinecker zog die Klingel an seiner Hausthüre heftiger, als dies sonst seine Gewohnheit war, aber trotzdem wurde ihm nicht augenblicklich geöffnet. Natürlich! Das Fräulein Köchin mußte kokettiren und scharmuziren, der Herr des Hauses aber sollte warten, bis sie von dem verbotenen Stelldichein im Garten in's Haus geschlüpft war. Nochmals zog er, und noch heftiger, die Klingel, doch da wurden auch schon Trinen's rasche Schritte im Corridor hörbar.

Einen Augenblick später öffnete sie die Thür. Sie hielt eine brennende Kerze in der Hand, um ihm zu leuchten, und lächelte ihm mit einer Freundlichkeit und Harmlosigkeit entgegen, als wäre ihr Gewissen nicht mit einer schweren Sünde belastet, welche schon das irdische Strafgericht herausforderte. O über die Verstellungskunst der Weiber!

„Ah, der gnädige Herr! Die gnädige Frau wartet schon lange mit dem Kaffee. Schön'n guten Abend!"

Der Richter würdigte ihren Gruß keiner Erwiderung. Eine hübsche, heitere, angenehme Person war sie im Hause — wer wollte das leugnen? Und sie hatte auch sonst Verdienste. Während Steinecker die Treppe emporschritt, zogen an seinem geistigen Auge alle Tafelgenüsse vorüber, die man ihr dankte — Forellen in der Citronen-Sauce, die sie eingeführt — die neapolitanischen Kalbskoteletten, von deren Existenz man in dem Hause vor ihrem Auftauchen keine Ahnung gehabt — die gespickten Gansbrüste a la hollandaise, der Krebsen-Schmalzkoch mit Mandeln, ein Wunderwerk ihrer Kochkunst — nicht zu vergessen der gebratenen Krammetsvögel mit Champignons, in welchen sie jedenfalls unerreicht dastand. Aber mit einer energischen Willensanstrengung verscheuchte der Richter die lockenden Gerichte — die Gerechtigkeit mußte unbeirrt ihren Gang nehmen — und sagte zu der ahnungslosen Trine, die in die Küche abschwenken wollte, in trockenem Tone:

„Kommen Sie sofort in die Stube!"

Frau Käthe saß etwas verdrießlich am Tische, als Steinecker die Stube betrat. „Wo bleibst Du nur heute wieder?!" seufzte sie, indem sie sich erhob, ihm die Schale mit duftigem Kaffee vollzugießen.

„Geschäfte," murmelte er zerstreut. Dann nahm er den grünen Schirm von der Lampe, denn er war gewohnt, die Delinquenten zu beobachten, setzte sich in seinen Lehnstuhl und faßte die Schuldige in's Auge, die wartend neben der Thüre stand.

„Kommen Sie etwas näher!"

Trine folgte dem Befehl.

„Wo waren Sie soeben, bevor ich nach Hause gekommen?"

„In der Küche."

„Was war Ihre Arbeit?"

„Ich habe die Wäsche geplättet."

„Das heißt, Sie hätten in der Küche sein sollen und hätten die Wäsche plätten sollen. Aber Sie waren nicht in der Küche und haben nicht die Wäsche geplättet."

„Aber ja," sagte das Mädchen kleinlaut, als es den Herrn einen so strengen Ton anschlagen hörte.

„Sie spricht wahr," sagte Frau Käthe, „ich war vor zehn Minuten in der Küche und habe sie bei Ihrer Arbeit gesehen."

„Vor zehn Minuten — möglich, vor zwei — nicht. Sie waren nicht in der Küche und nicht bei Ihrer Arbeit. Leugnen Sie nicht, wir wissen Alles."

„Gnädiger Herr, betheuerte das Mädchen, „ich steh' seit zwei Stunden beim Plätten, das Eisen ist noch roth —"

„Sie thäten besser, Alles zu gestehen, als sich auf's Leugnen zu verlegen."

„Was soll ich denn gestehen?"

„Ich habe Sie selbst vor zwei Minuten an der Gartenhecke mit einer Mannsperson gesehen."

„O!" rief Frau Käthe entsetzt.

„O!" rief auch Trine, doch im abwehrenden Tone. „Der gnädige Herr haben sich ganz sicher geirrt. Ich war es nicht."

„So?" sagte der Richter. „Sie waren es nicht? Das heißt, Sie wollen nichts gestehen. Wir kennen das. Doch ich werde Ihnen beweisen, daß Sie es waren."

Das Mädchen erwiderte nichts, seine Miene drückte aber deutlich den Gedanken aus: „Da bin ich neugierig!"

Der Untersuchungsrichter schlug auf die Glocke. Eine Minute später erschien Peter, sein Diener.

„Peter," sagte Steinecker zu diesem, „geh' einmal in das Dienstzimmer und bringe mir Trinen's blaugestreiftes Tuch."

Der Diener blickte etwas verwundert, die Miene des Mädchens drückte noch größeres Staunen aus, nur Frau Käthe, vom Inquisitionstalent ihres Gatten überzeugt, harrte ohne Ueberraschung, doch gespannt der Dinge, die da kommen sollten.

Eine Minute später brachte Peter das Tuch herbei. Der Untersuchungsrichter befühlte es, sah es beim Lichte an und hielt es dann Trinen vor's Gesicht.

„Sehen Sie, welche Person Sie sind! Das Tuch ist ganz naß, was deutlich beweist, daß Sie vor kurzer Zeit im Freien waren."

„Ja, das ist merkwürdig," sagte das Mädchen, selbst das Tuch befühlend, „aber ich war doch nicht fort.... Der gnädige Herr sagt," wandte sich Trine an den Diener, „daß ich mich draußen am Garten mit einem Mannsbild unterhalten hab'.... Aber es ist nicht wahr, ich war nicht draußen, ich bin seit zwei Stunden nicht aus der Küche gekommen."

Dem Untersuchungsrichter stieg das Blut in den Kopf. Angesichts eines derart zusammenstimmenden Indizienbeweises und seiner eigenen Zeugenschaft hartnäckig auf dem Leugnen zu beharren — das war einfach frech.

„Sie sind ein leichtfertiges Geschöpf," rief er heftig, „und verlogen obendrein — ich dulde Sie nicht eine Stunde im Hause."

Das Mädchen begann zu weinen und versicherte immer wieder unter Thränen, daß es seine Arbeit nicht verlassen habe.

Und da stieg noch einem Andern das Blut in den Kopf, nämlich dem biederen Peter — dieser, sonst die Verkörperung menschlicher Gelassenheit, trat vor und rasch sprudelte es über seine Lippen:

„Ich bitt' schön, gnädiger Herr — aber die Trine ist meine Braut — ja, wir wollen uns heirathen, wenn wir uns 'was erspart haben — und wenn sie sagt, daß sie nicht draußen war, so war sie nicht draußen — der gnädige Herr können sie entlassen, wenn Sie wollen — ich geh' mit, denn ich bleib' nicht länger in der Seccatur — aber „leichtfertiges Geschöpf", gnädiger Herr — zu schimpfen brauchen Sie nicht —"

In diesem Augenblick kam der Trine ein rettender Gedanke.

„Die Seppi sitzt in der Küche," rief sie, „die Seppi kann's sagen, daß ich nicht fort war." Hastig riß sie die Thür auf und rief hinaus: „Seppi! Seppi!"

Die Seppi war ein kleines, armes Mädchen, vielleicht elf, zwölf Jahre alt, das im Hause oft zu Botengängen verwendet wurde und dafür manche kleine Unterstützung für seine kranke Mutter erhielt.

Das schöne, blondgelockte Kind, im Blick ein merkwürdiges Gemisch von Naivetät und frühreifer Einsicht in's Leben, wie sie nur das Elend giebt, kam auf den Ruf herbei und grüßte artig, als es in's Zimmer trat.

„Du, Seppi, sag'," rief Trine mit fliegender Hast, „war ich seit zwei Stunden von der Arbeit weg, draußen im Garten?"

Das Kind schüttelte den Kopf. „Nein", sagte es.

„Und den ganzen Nachmittag sitzt das Mädel bei mir!" rief die Trine.

„Ich hab' beim Plätten geholfen," sagte die Kleine stolz. „Die Trine war nicht im Garten."

Der Alibi-Beweis schien erbracht. Aber der Untersuchungsrichter gab nicht so leicht nach.

„Das Tuch ist naß," sagte er, „und es ist Ihr Tuch."

Nun verlor Frau Käthe die Geduld. „Du hörst ja, daß sie nicht fort war," rief sie ihrem Gatten zu. „Du glaubst immer unter Deinen Spitzbuben zu sein und traust keinem Menschen!" Darauf verließ sie ärgerlich das Zimmer und schloß die Thür heftiger, als dies gerade nothwendig war.

Der Strafrichter war über diesen Zornesausbruch einen Augenblick verdutzt, dann wandte er sich noch schärfer an Trine.

„Wer könnte das Tuch benutzt haben, außer Ihnen?"

„Ja, wer?" rief Trine.

„Das Fräulein," sagte Seppi einfach. „Sie ist vorhin hinausgegangen und hat, weil es regnete das Tuch genommen. Ich hab's von der Küche aus gesehen."

„Das Fräulein?!" klang es verwundert von den Lippen des Richters. Und gerade zur rechten Zeit, wie auf den Ruf, wurden leichte Schritte im Nebenzimmer hörbar, die Thür öffnete sich, und ganz heiter, voll Unbefangenheit, trat Fräulein Minna, die blonde Tochter des Hauses, in's Zimmer. Sie merkte nicht die Aufregung der Szene, und ging gerade auf den Vater zu, um ihn zu begrüßen und ihm die Stirne zum Kuß zu bieten.

Eine Handbewegung des Untersuchungsrichters verabschiedete die Dienerschaft, die sich unwillig zurückzog.

Der Vater machte einen Zug aus seinem kalt gewordenen Kaffee, fuhr sich mit der Serviette über den Schnurrbart und fragte dann plötzlich:

„Du, Minna, warst Du vorhin nicht im Garten?"

Eine leichte Röthe huschte flüchtig über die Stirne des Mädchens, dann wandte es sich halb zum Vater und sagte leichthin, ohne aufzublicken: „Im Garten? Es regnet ja."

„Ich habe ein Frauenzimmer an der Gartenhecke gesehen. Die Trine sagt, sie war es nicht. Wer war es sonst?"

Dieses Mal blickte ihn das Mädchen, das sich rasch gefaßt hatte, ruhig an.

„Ich weiß es nicht."

„Steh' einmal auf, komm her und antworte, ich frage nochmals: Warst du im Garten?

„Aber, Papa, es regnet ja."

„Das merke ich," sagte der Vater trocken und mit zürnendem Blicke, denn deine Schuhe sind beschmutzt und ganz weiß vom feuchten Sand des Gartens."

Dieses Mal wurde das Mädchen blutroth, brach in Thränen aus und verbarg das Gesicht im Taschentuche.

Der Vater trank seinen Kaffee aus, dann fragte er streng in einem Ton, der kein weiteres Leugnen gestattete:

„Wer war der Mann, mit welchem du sprachst?"

„Vetter Karl."

„Karl hier?" rief Steinecker überrascht aus. Er wähnte den jungen Mann in der Hauptstadt, welche seinen Aufenthalt bildete. „Und warum schleicht er zum Garten und kommt nicht offen und ehrlich bei der Thür ins Haus?"

Das Mädchen weinte immer heftiger.

„Er weiß — du kannst — ihn nicht leiden," brachte die arme Minna stoßweise hervor.

„Weil er das Leben eines Müßiggängers führt!"

„O nein," schluchzte die Tochter weiter, „er hat jetzt eine Stelle — bei der Bank — eine sehr schöne Stelle — aber du — du kannst ihn nicht leiden — da dachten wir — da wollten wir — erst die Mutter bitten —"

„Hm, so steht die Sache.... Wie es aber immer darum steht, ist es schändlich und unwürdig, den eigenen Vater zu belügen!"

„Nein, das — das — überlebe ich nicht!" Mit diesen Worten stürzte das Mädchen aus dem Zimmer.

Der Untersuchungsrichter ging mit großen Schritten und in heftiger Bewegung auf und ab in dem Zimmer, in dem er ganz allein zurückgeblieben war. Er hatte das dunkle Gefühl, daß er sich einigermaßen blamirt habe — trotzdem er auch in diesem Falle mit gewohntem Scharfsinn die Wahrheit zu Tage gefördert hatte. Konnte er der Tochter wirklich einen Vorwurf machen, daß sie ihm eine Neigung verborgen hatte, die er bisher nicht gebilligt! Und wie, wenn sich das exaltirte Mädchen wirklich etwas anthat? Und wie sollte er die so rauh bedrängte Trine, die rein war und ohne Schuld, aber trotzdem vor ihrem Bräutigam bedenklich verdächtigt worden? Welcher Rattenkönig von Unannehmlichkeiten! Alle waren unschuldig, nur seine Inquisitionslust hatte das ganze Haus behandelt wie eine Verbrecherkolonie! Er hatte da einen wahren Aufruhr hervorgerufen!

Da kam Trine mit verweinten Augen in das Zimmer, um den Kaffeetisch abzuräumen.

„Trine", sagte der Untersuchungsrichter milde, „es hat sich herausgestellt, daß Sie unschuldig sind. Ich bitte Sie wegen der harten Worte, die ich Ihnen gegeben habe, um Verzeihung. Sie bleiben natürlich im Hause, der Peter auch, und wenn Ihr im nächsten Jahre heirathen wollt, werde ich Euch die Einrichtung besorgen —"

Während ihm das Mädchen überschwänglich dankte und um jeden Preis die Hand küssen wollte, erschien Frau Käthe, noch immer mit einer kleinen Schmollmiene, aber doch bereit, ihm Schlafrock und Pantoffeln zu seiner gewohnten Bequemlichkeit zu reichen.

Er sagte noch milder als vorhin: „Käthe, nicht böse sein! Es wird Alles gut werden."

Und Käthe lächelte wieder. Nun galt es noch, das Töchterchen wieder lächeln zu machen. Fräulein Minna suchte er in ihrem Zimmer auf, wo sie schluchzend auf dem Sopha lag. Zu dieser sagte er am mildesten: „Weine nicht so, es wird ja Alles gut werden.... Wenn Karl wirklich arbeiten will, ist er mir als Freier willkommen." Und zerstreut fügte er hinzu: „Er ist für morgen 10 Uhr geladen."

„Indianer!"

Aus dem Leben eines deutschen Farmers in Argentinien. Von ihm selbst erzählt. S. T.

Es war eine heiße Nacht, die Sylvesternacht 1893," erzählte ein deutscher Farmer, der sich in den argentinischen Pampas angesiedelt hat, „ich schlief unruhig und lebhaft träumend, so daß mich wiederholtes Brüllen des Viehes rasch ermunterte. Ich sprang auf und gewahrte durch einen Blick aus der vorderen Schießluke, daß sich das gesammte Vieh gegen die hintere Corralwand drängte, und hörte es lebhaft brüllen.

Ich weckte meine Frau und meinen größeren Jungen und theilte ihnen mit, daß im Corral etwas nicht in Ordnung sei und daß wir nachsehen müßten. Ich nahm die Winchesterbüchse zur Hand und trat durch die Hofthür in's Freie, gefolgt von meiner Frau und meinem Jungen. Der Mond stand schon ziemlich im Westen, und die rasch dahinziehenden schweren Wolken machten die Beleuchtung recht unsicher. Ein Hund lag wohlgemuth mitten im Hofe. Ich dachte von außen den Corral abzupatrouilliren, um zu erfahren, warum das Vieh so gegen die Rückseite drängte.

Ich war eben noch etwa acht Schritte von der Thorkette entfernt, da sprangen aus dem hohen Grase drei Kerle mit dem Rufe: „Viva San Antonio!" in die Höhe und auf mich los. Gleichzeitig erhob sich an allen Ecken und Enden ein greuliches Geheul. Ich rief, um meine Frau und den Jungen zu warnen: „die Indios!" und schoß auf die Drei, was zur Folge hatte, daß einen Augenblick das Geheul verstummte und die drei Kerle sich in das Gras duckten, doch nur für einen Augenblick. Eben wollte ich den Repetirmechanismus meiner Büchse in Bewegung setzen, da sah ich links vom Hühnerstalle her einen Indianer mit hochgeschwungener Lanze auf mich losstürzen, während ein anderer von der Mitte des Hofes geradeaus gegen die offene Thür, wo meine Frau und der Junge mir ängstlich zuriefen, zurannte. Da blitzte für einen Augenblick das schreckliche Schicksal der kurz vorher in Las Garzas scheußlich ermordeten Kolonistenfamilie vor meinem Geiste auf: ich sah mein Weib und die lieben Kleinen gemartert und verstümmelt vor mir liegen. „Nur das Haus vertheidigen!" dachte ich, mit Sturmeseile der offenen Thür zuspringend. Da sah ich die Lanze des einen Indianers, der vom Hühnerstall hergekommen war, in dem eben wieder hellen Mondlichte in einer Entfernung von nur fünf Schritten blitzen; ich bückte mich instinktiv zur Erde und fiel, da ich dabei des Korridorständers nicht geachtet, der Länge nach hin. Die Lanze streifte den Ständer in einer gewissen Höhe über mir, aber bevor nun der Indianer zu einem zweiten Stoße ausholen konnte, war ich im Hause und der starke Riegel klinkte eben ein, als des Indianers dunkle Gestalt durch die Ritzen einen Augenblick sichtbar wurde. Gerettet? Wir athmeten auf! Da erhob sich an der vorderen Luke das Geheul auf's Neue; einen Indianer hörten wir rings um's Haus laufen, und vorne strichen sie mit der flachen Hand über den bretternen Verschluß des Fensters, und einer stieß sein Messer oder seine Lanze darein. Nun aber sagte ich eine Kugel durch das tannene Brett in der Richtung des Hauptheulers, der nicht anders wie eine Ulmer Dogge bellte. Die Kerle huschten nach beiden Seiten auseinander und mit einem Male herrschte Todtenstille, die fast beängstigender wirkte, als der frühere Lärm.

Ich öffnete nun die in die große Luke eingelassene Schießscharte, und da sah ich links an der Hausecke einen Indianer kauern, der den Kopf nach dem Corral gewendet hatte. Ich steckte vorsichtig die Mündung des Gewehrs durch die Scharte gegen den Indianer; aber leider saß er zu viel links im todten Winkel, mein Schuß konnte ihn also kaum verletzt haben. Doch hatte dieser Schuß die Wirkung, daß sich die schwarzen Teufel eiligen Laufes vom Hause entfernten, wobei sie mit den Fußsohlen einen eigenthümlichen patschenden Ton hervorbrachten. Während ich da vorne operirte und mein Junge mir die Patronen bereit hielt, lief meine Frau von einer Thür zur anderen, um zu sehen, ob die Indianer nicht da und dort noch einzudringen versuchten, zugleich hin und wieder einen Blick auf meinen Fuchs, mein bestes Pferd, werfend, das im Hofe, etwa zwanzig Schritte vom Hause entfernt, angepflockt war.

Wir enthielten uns allen Geräusches, und auch die beiden kleinen Mädchen, welche durch mein Schießen erwacht waren, verhielten sich mäuschenstill, wie wir es ihnen oft genug für einen solchen Fall anbefohlen hatten.

Kaum hatte ich nach dem auf jenen am Hauseck hockenden Indianer abgegebenen Schuß das Gewehr wieder geladen, als meine Frau ausrief: „Der Fuchs ist weg!" Gleichzeitig hörte ich den Fuchs hinten zwischen Garten und Haus galoppiren. Das Pferd mußte gerettet werden, denn ohne dieses konnten wir den Ueberfall nicht melden, da in solchem Fall kaum Jemand zu Fuß den weiten Weg in die Stadt machen konnte und eine Verfolgung auch zu spät gekommen wäre. Ich riß daher die kleine Schießluke in der vorderen Stube auf und gewahrte, wie einer der Indianer eben mit dem Fuchs, der bockt und sich bäumt — er läßt ungesattelt sich nicht besteigen — gegen den Zaun prallt, den er in der Hast und der mittlerweile immer stärker gewordenen Dunkelheit wegen nicht bemerkt haben mochte. Ich knallte nun vier Schüsse nach einander los; schon nach dem ersten war der Kerl herunter und der Fuchs stand ruhig. Die anderen drei galten etwaigen Insassen des hohen Grases neben dem Garten, wo es recht lebendig schien.

Als ich nun das Pferd geborgen sah, lief ich wieder nach vorne, wo ich eine wirre Masse von Vieh bei der Pforte und durch die zerrissene Drahtverkoppelung aus dem Corral drängen sah, aber bei der herrschenden Dunkelheit konnte ich unmöglich unterscheiden, ob der einzelne Punkt Mensch oder Vieh sei. Ich schoß nun so rasch wie möglich auf den Rand dieser Masse, wo ich die treibenden Indianer vermuthete; nur einmal noch sah ich einen Reiter über das Ganze emporragen, der mir für einen kurzen Augenblick ein Ziel bot, — und wirklich habe ich den Kerl heruntergebracht, indem ich sein Maulthier erschoß, das nicht weit davon liegen geblieben ist.

Dann ein Sausen wie von fernem Hagel, und die schöne, fette, junge, so sorgsam behütete Heerde war fort.

Ich umarmte und küßte meine Frau und die Kinder und lachte hell auf ob der überstandenen Gefahr, den Verlust gar nicht bedenkend, denn mir fehlte „kein theures Haupt".

Nun galt es, Meldung zu erstatten. Mit aller Vorsicht öffneten wir die vordere Thür; die Gewehrmündung voraus, schritten wir hinaus, umkreisten zuerst ein paar Male das Haus, stachen in die höheren Grasbüschel, dann fing mein Junge den „Fuchs", dessen Leine scharf abgeschnitten war, sattelte ihn auf und ritt, nachdem ich ihm noch die Weisung gegeben hatte, den Revolver gespannt in der Hand zu halten und den Wald im Bogen zu umkreisen, im Galopp davon.

Der ganze Auftritt hatte etwa fünf Minuten gedauert, und es mochte 1½ Stunden vor Sonnenaufgang sein. Als es Tag wurde, zählten wir noch 104 Stück Rindvieh und außer dem Fuchs ein Pferd, das die Räuber in der Eile nicht mehr fortbrachten.

Von ihrer Eile zeugten auch verschiedene Gegenstände, die wir fanden, wie z. B. ein Lasso, die drei Kugeln eines Boleador, geformt aus dem Wachs der wilden Bienen und Torfscherben, ein hölzerner Steigbügel, ferner ein Säckchen aus der ohne Schnitt abgezogenen Haut eines wilden Kaninchens, das nach Honig riecht. — Mehr als 220 Stück Rinder und 11 Pferde waren verschwunden.

Der Schreckensruf: „Los Indias!" wirkte in der Ansiedelung wie ein elektrischer Schlag, und es ist herzerhebend, berichten zu können, daß im Handumdrehen das Möglichste geleistet und Alles gethan wurde, was nöthig war, um die Verfolgung der Räuber mit Aussicht auf Erfolg sofort ins Werk zu setzen. Man telegraphirte nach Las Tocas, wo die seit längerer Zeit vorbereitete Indianer-Expedition zum raschen Aufbruch entboten wurde, ein Eilbote ging an den Kommandanten der Wache an der Frontera und an auswärts wohnende Kolonisten ab, und Dank diesem nicht genug zu lobenden energischen und raschen Handeln von Oben und der Bereitwilligkeit nach Unten konnte kurz nach Sonnenaufgang eine Truppe von 25 gut bewaffneten und berittenen Männern die Verfolgung aufnehmen.

Die Indianer hatten von dem Corral zuerst einen direkt nach Westen führenden Weg eingeschlagen, aber schon in einer Entfernung von ca. 1500 Metern sich nach links gewandt und sodann in schnurgerader Richtung ihren Weg nach Westen genommen. Die 25 Verfolger ritten vom Pueblo aus am linken Ufer des Tagemaga zuerst nordwestlich, bis ihr Richtung die Spur der Räuber kreuzte. Sie folgten sodann dieser Spur, überschritten schwimmend den Tagemaga, der stark angeschwollen war, worauf bald ein niedergestochenes Stück Vieh nach dem anderen den Weg bezeichnete und die Leute mit hellem Ingrimm erfüllte. Allen diesen niedergestochenen Thieren war die Zunge ausgeschnitten und auch sonst meist ein saftiges Stück Fleisch entnommen. Im vollen Galopp ging es vorwärts. Da um etwa 10 Uhr, es hatte mittlerweile zu regnen begonnen, kamen, eben als die Expedition um eine Waldecke herumbog, die Indianer in Sicht.

Es war unmöglich, gedeckt an sie heranzukommen; ein großer Fleck offenen Kamplandes lag zwischen Freund und Feind, und letztere hatten im Hintergrund, also vor sich, einen tiefen sumpfigen Graben und gleich über diesen hinaus einen weithin sich erstreckenden Wald, ihr eigentliches Element. Es brannten Feuer, und während ein Theil der Indianer bei diesem beschäftigt war, trieb der andere Theil das geraubte Vieh in den Wald hinein.

Wie ein Sturmwind sausten die Verfolger über den Kamp, aber noch schneller waren die Wilden wieder zu Pferde und über den Graben in den Wald hinein.

Für gewöhnlich hat die Verfolgung damit ein Ende, denn es hält ungemein schwer, in diesen dichten, von Dornen, Kaktus, wilden Bananas und Schlinggewächsen fast unzugänglichen Wäldern gegen die Indianer etwas auszurichten. Haben diese erst einmal den Wald erreicht, so sind sie verschwunden, als hätte sie der Erdboden verschluckt.

Ein Theil der Expedition blieb dann auch diesmal draußen stehen, der kleinere Theil aber drang nach, zuerst zu Pferde, und als dies nicht mehr ging, zu Fuß, immer wieder die oft verlorene Spur aufnehmend, bis das letzte Stück Vieh und das letzte Pferd den Räubern abgejagt war. Zwei Pferde hatten die Indianer bis zuletzt noch durch dick und dünn durchgezogen, und als ihnen die Verfolger so nahe waren, daß sie sich im Bereich der Schußlinie befanden und zu einem schnellen Entkommen ihnen die beiden Pferde hinderlich geworden, stachen sie dieselben nieder.

Nun war die Verfolgung zu Ende. Das Häuflein der Muthigen sammelte sich und trat den Rückweg an.

Hatte man auch keinen Indianer niedergeschossen, so war doch der Sieg ein vollständiger. Das geraubte Vieh hatte man vollständig wieder zurückbekommen, natürlich mit Ausnahme des von den Wilden getödteten (etwa 20 Stück). Ferner wurden 12 Pferde und 2 Maulthiere erbeutet, welche die Indianer schon früher irgendwo gestohlen hatten.

Die Expedition verbrachte die Nacht am Feuerplatze der Indianer und trat am andern Morgen den Heimweg an.

Es hat doch noch gut angefangen, das Jahr 1894!"

Ein amüsantes Mißverständniß.

Die englischen Zeitungen berichten folgendes amüsante Mißverständniß, welches sich auf der britischen Flottenstation in Hongkong zutrug: Eines schönen Sonntagsmorgens im Dezember lief ein britisches Dampfschiff in den Hafen von Hongkong mit umgekehrter Flagge ein. Das heißt in der Zeichensprache des Seemannes: „Meuterei an Bord". Sobald die übrigen Kriegsschiffe es bemerkten, wurden die Kutter hinabgelassen und mit bis an die Zähne bewaffneten Blaujacken gefüllt. Von allen Seiten schossen sie auf den neuen Ankömmling zu. Die Kutter stellten eine Art Wettfahrt an, wer am ersten eintreffen würde, mochte das nun englische Lust am Sport oder tiefes militärisches Pflichtgefühl sein. Fast hätten sie sich gegenseitig angerannt. Als sie am Schiffe angekommen waren, schrieen sich dessen Offiziere und Mannschaften heiser vor lauter Freude und Wonne über die vorzügliche Ruderleistung. Halb todt taumelten die Blaujacken der Kutter schließlich auf das Schiff voller Lust, es mit den Meuterern aufzunehmen. Die Besatzung hingegen ließ den Feind hochleben und bot ihm nach Seemannsart einen guten Trank an. Die Fahrt müsse eine anstrengende Partie gewesen sein. Die Ordnungspartei wußte gar nicht, was sie daraus machen sollte. „Wo ist die Meuterei?" fragte der Befehlshaber derselben. „Meuterei? Auf unserem Schiff ist keine Meuterei. Wir leben alle in bester Eintracht." „Wozu denn habt Ihr Euch so heiser geschrieen? Wozu wolltet Ihr uns denn?" „Wir glaubten, heute wäre Regatta in Hongkong, und wir ließen die Sieger hochleben." Nachdem sich der Befehlshaber des Kutter von seinem grenzenlosen Erstaunen erholt hatte, deutete er mit dem Finger auf die umgekehrt wehende Flagge. „Der verwünschte Schiffsjunge!" schallte es ihm entgegen. „Der Bengel macht es immer so, wenn wir ihm nicht auf die Finger sehen. Wir wollen ihm alle eine Tracht Prügel geben."

Drastische Kur.

Herzog Giovanni Galeazzo von Mailand hatte nach der Sitte seiner Tage einen Sternseher an seinem Hofhalt angestellt. Dieser Würdige trat eines Tages vor den Fürsten hin und sagte: „Durchlaucht, bringen Sie Ihre irdischen Angelegenheiten eiligst in Ordnung."

„Ei warum?" fragte der Herzog.

„Weil die Sterne mir sagen, daß Ihre Laufbahn sich dem Ende nähert.

„Wirklich? Und was sagen denn die Sterne über die Dauer Deines Lebens?"

„Sie verheißen mir noch viele Jahre."

„Thun sie das wahrhaftig?"

„So las ich in ihnen, Durchlaucht."

„Nun, dann scheinen die Sterne sich herzlich schlecht auf ihr Handwerk zu verstehen," sagte der Herzog. „In einer halben Stunde bist Du todt, denn ich lasse Dich aufknüpfen."

Das geschah auch alsbald und der Herzog lebte noch viele Jahre. Die Mailänder aber hörten auf, an eine Sternenschrift zu glauben.